

**Bernd Marin**

*Der Standard, 29. April 2009*

## **Arbeitslos nach 1929**

*Wie war das doch damals genau, im Vergleich zu heute? Splitter aus Studien und familiären Zeitzeugen.*

Massenarbeitslosigkeit und Armut gehören zu den schrecklichsten sozialen Übeln – und zu den kostspieligsten Dysfunktionen zugleich dynamischer und Reichtum schaffender kapitalistischer Marktwirtschaften. Es bleibt ein Rätsel, wie eine (jahrzehntelang übergroße) Mehrheit von Ökonomen – als Wirtschafts-wissenschaftler, nicht als moralisierende ideologische Eiferer – Arbeitslosigkeit als meist „freiwilligen“ Erwerbsverzicht miss-verstehen konnte; und viele ernsthaft und säuberlich „deserving poor“ von „selbst-verschuldetem“ Elend unterscheiden. Da möge die Weltwirtschaftskrise den vielbeschworenen „reinigenden“ Effekt eines Paradigmenwechsels in der Zukunft haben.

Was es hieß, in der Großen Depression nach 1929 arbeitslos zu sein weiß ich von meinem Großvater – und aus dem bahnbrechenden „sozio-graphischen Versuch“ „Die Arbeitslosen von Marienthal“ von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel, 1933. Der reale Lebensstandard war rund 16% des Wohlstands 2009, das Absturzpotential, nicht die Fallhöhe, ist heute 609% höher.

Keine Depression beginnt als Depression: 1929, das Jahr des großen Börsenkrachs, war eher günstiger als 2008, ein schwacher Wachstumseinbruch. Doch 1930-1933 sank das Wachstum auf durchschnittlich minus 6,1%, 1932 unter minus 10%. Die Arbeitslosigkeit war nur in absoluten Zahlen (333.000) vergleichbar der heutigen, denn die Rate schnellte von 8% auf über 20% hoch – in Armutsinseln wie Marienthal waren über 75% des Orts arbeitslos. Arbeitslose erlitten ein kollektiveres Schicksal, sie lebten „unter lauter gleichfalls Arbeitslosen“, nicht

„inmitten von Arbeitenden“ wie fast alle heute, wo meist ein Ehepartner, Kinder oder Eltern einen Job haben. Das war materiell existenzgefährdender, katastrophischer, aber individuell leichter erträglich als die isolierende Aussonderung heute.

Unerträglich hingegen der hoffnungslos unaufhaltsame Niedergang von Monat zu Monat: Die Arbeiter sahen im Juli die Spinnerei, im August die Druckerei, im September die Bleicherei geschlossen, im Februar 1930 die Turbinen stillgelegt und die Weberei geschlossen. Vor allem war eine Nachhut benötigt (nur wenige weigerten sich), vor den Augen ihrer Kollegen die eigene Fabrik physisch zu liquidieren – „von ihren Fenstern sehen die Arbeiter auf ihrer früheren Arbeitsstätte Schuttfelder, verbeulte Kessel, alte Transmissionsräder und halbverfallenes Mauerwerk“.

Das Einkommen arbeitsloser Familien war rund 25% dessen beschäftigter Haushalte, nicht 66% wie heute. Mein Vater, bald 90, erinnert sich genau: 19 statt 72 Schilling im Monat, das Schulgeld von 2 x 13,50 Schilling verdiente er durch Nachhilfe und Einkäufe für Nachbarn mit dem Rad. Gelegentlicher Luxus als Trost: Mannerschnitten um 10 Groschen. Doch viele waren viel ärmer, „ausgesteuert“, ohne jede Unterstützung. Lokale Fürsorge wurde fast völlig eingestellt, „weil die Gemeinde fast ebenso arm ist wie ihre Einwohner“. Die Not in Marienthal war so groß, dass neben „Kohle klauben“, Krautköpfe und Kartoffel stehlen regelmäßig „Katzen und Hunde verschwanden“, und ohne Anzeige auf den Tellern der Arbeitslosen landeten. Das hatte mein Vater auch gehört, aber selbst nie gesehen.